

Paul Scherrer 1862-1935

Autor(en): Hermann Henrici

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1936

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/0ffbe431-e4ea-4966-b046-4261590e8bb9>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Paul Scherrer

1862—1935.

Von Hermann Henrici.

Am 10. März 1935 wurde Paul Scherrer nach getaner Arbeit durch einen raschen Tod heimgeschieden und so vor den Plagen des herannahenden Greisenalters bewahrt, die ihn, der sich noch rüstig fühlte und froh wie immer sein Leben lang bei der Arbeit war, wohl härter als manchen andern getroffen hätten. Wenn er jeden Morgen pünktlich, aufrecht und gemessenen Schrittes — man sah ihm den gewesenen „Herrn Oberst“ von weitem an — von der Handelsbank her sein Bureau aufsuchte, so hätte man kaum gedacht, daß da Tag für Tag einer an ein überreichliches Pensum ging, der schon vor Jahren seinen siebenzigsten Geburtstag heiter, noch zu jeder Arbeit willig und für jede Freude des Daseins empfänglich, gefeiert hatte.

Es war in den letzten anderthalb Jahrzehnten um ihn stiller geworden. In der Öffentlichkeit sah man ihn selten; zu ihr gesprochen hat er, der Meister der politischen Rede und Debatte und des überlegenen Plaidoyers, fast nie mehr. Um so geschätzter war er im Beratungszimmer der Verwaltungen, die sich seine Mitarbeit gesichert hatten, und dem gemeinen Wesen hat er an mancherlei Stellen, wo es mehr auf die Arbeit als auf das Reden ankam, bis zuletzt gedient und nie irgendwelche Schonung gekannt. Gerade weil man wenig mehr von ihm hörte, ist sein Name der jüngeren Generation viel-

leicht nicht mehr so geläufig gewesen, wie der älteren, für die er ohne Ansehen der Person und der Partei eben einfach „unser Paul Scherrer“ gewesen ist, den man mit Stolz neben dem andern, ältern Paul Speiser als den politischen Repräsentanten des Standes Baselstadt nennen durfte. Sein Leben und Wirken an dieser Stelle mit einigen Strichen festzuhalten, läßt sich neben der Dankbarkeit, die ihm als einem der wenigen wirklich großen politischen Führer des letzten halben Jahrhunderts unsere Stadt schuldet, in zwiefacher Beziehung rechtfertigen.

Es ist sicher kein Kleines, wenn in unserer Stadt ein Mann aus bäuerlichen Verhältnissen, zumal ein Zugewandter aus der Ostschweiz, ohne Unterstützung, im Gegenteil wegen seiner politischen Einstellung und Betätigung heftiger und nachhaltiger Gegnerschaft gewiß, es fertig bringt, im Laufe kaum eines Jahrzehnts in die vordefte Reihe zu treten, einen für heutige Begriffe fast unbeschreiblichen Einfluß zu gewinnen und auch den Gegner nicht nur zur Achtung, sondern geradezu zum Vertrauen zu zwingen. Und es ist nicht wenig, wenn ein armer Student mit kärglichstem Monatsgeld, allen begreiflichen und manches Mal auch unbegreiflichen Schwierigkeiten zum Trotz, seine Studien in kürzester Frist mit großer Auszeichnung beendet, durchaus nicht etwa unter Verzicht auf die Freuden eines lustigen und lebhaften Studentenlebens, und als kaum Fünfundzwanzigjähriger bereits als einer der gesuchtesten Basler Anwälte und Notare genannt wird. Das Vertrauen, das er sich in seiner beruflichen Tätigkeit erwirbt, führt ihn wieder in wenigen Jahren in Bezirke, die der Politik durchaus fernliegen, aber seinen Blick und seinen Wirkungskreis erweitern und ihm auch ein Leben in behaglicher Unabhängigkeit erlauben. Zu verfolgen, wie ein Mann aus eigener Kraft soweit gelangt, bietet immer einen besonderen Reiz und gibt auch die tröstliche Gewißheit, daß solches in unseren Tagen noch möglich ist.

Mag in diesem Betracht das Leben Paul Scherrers eine

fast unerhörte, jedenfalls eine seltene Ausnahme sein, so hat seine politische Entwicklung etwas Typisches. Für die Partei, der er aus Überzeugung mehr als ein halbes Jahrhundert angehört hat, und für manche ihrer hervorragendsten Männer ist wohl die Erfahrung bezeichnend, daß gerade dort, wo der Fortschritt, die Bewegung als Maxime gilt, der Führer sich oft fast zwangsläufig von der Partei entfernt, und daß am Ende, trotz erfolgreichstem Wirken oder vielleicht gerade deswegen, der Boden, der sichere Rückhalt bei den eigenen Leuten verloren geht. Paul Scherrer hat diese Art der Undankbarkeit der Demokratie ebenfalls kosten und schon in einem Alter vom politischen Forum abtreten müssen, wo er sich noch keinesfalls überlebt hatte und wo er seinem Wahlkanton, der so vielfach übersehenen und vom Bund hintangesezten Stadt Basel, Beistand und Fürsprecher hätte sein können. Seine politische Entwicklung ist nicht nur typisch, sondern sie ist auch tragisch, und so fehlt bei aller Freude an einem dergestalt erfolgreichen Wirken auch das Bedauern nicht, daß eine wie wenig andere erfolgreiche Laufbahn zu früh abgebrochen worden ist.

Wer mit Paul Scherrer öfter zusammenkam und sein Vertrauen gewonnen hatte, konnte ihn hie und da aus seinem Leben erzählen hören. Aus seiner Herkunft von „geringen“ Leuten machte er kein Hehl; er prahlte aber nicht damit und suchte auch nicht interessant zu sein. Er hat auf seine harten Jugendjahre mit heiterem Behagen zurückgeblickt, sich gefreut, daß er sie erlebt und sie überwunden hatte, und hat sich jedenfalls nie bedauert. Die Erinnerung daran, wie schwer er es gehabt hat, ist wohl nur dann und so zum Ausdruck gekommen, wenn er sich in rührender väterlicher und großväterlicher Sorge um das Wohlergehen seiner zur Freude seiner alten Tage immer zahlreicher werdenden Familie bekümmerte. Auch manche Handreichung, die dieser gewiß alles andere als sentimentale Mann ganz im stillen geleistet hat, war gewiß nicht zuletzt ein Zeichen des Dankes, jetzt sorgen zu können, daß es andere besser und leichter haben könnten als er in seiner eigenen Jugend.

Im Sedel, einer kleineren Ortschaft in der Umgebung von Wil, wurde er am 20. April 1862 als Jüngster von sieben Kindern geboren; der Vater war Bürger von Kirchberg im untern Toggenburg. Die Eltern betrieben ein kleineres Heimwesen, zu dem auch eine Wirtschaft gehörte, und waren dabei ganz auf sich selber und auf die Arbeit der Kinder angewiesen. Über die Jugendzeit Paul Scherrers wissen wir am meisten, denn in seinen letzten Lebensjahren hatte er begonnen, über seine Abstammung und seine Kindheit Aufzeichnungen zu machen. Diese seine Erinnerungen haben ihn schließlich so gefesselt, daß er sich fast nicht genug tun konnte und immer wieder neu ansetzte; nach seinem Tode hat seine Familie den am weitesten ausgearbeiteten Entwurf durch den Druck dem großen Kreis seiner Freunde zugänglich gemacht; die Handschrift bricht leider schon in der Schilderung seiner Kinderjahre ab. Trotzdem ist das Fragment eine der ganz schönen, ja man darf wohl sagen, eine der rührendsten autobiographischen Aufzeichnungen, die wir in den letzten Jahren erhalten haben. Es wäre schade, durch Wiedergabe einzelner Stücke den Eindruck zu verwischen, den die schlichte, jeder Geschwätzigkeit und jeder Sentimentalität abholde Darstellung in ihrer Geschlossenheit macht. Wenn auch seine innere und äußere Entwicklung Paul Scherrer weit von dem weggeführt hat, was ihm zu Hause als wesentlich, als erstrebenswert, dargestellt worden ist, und namentlich von dem, was dort als religiöse Überzeugung, als heiliger Glaube galt und in allen Formen gewissenhaft beobachtet wurde, so hat er nie vergessen, was er seinem Elternhaus zu verdanken hatte; der alte Mann gedachte noch an seinem Lebensabend mit treuer Anhänglichkeit seiner Mutter; man hat beim Lesen die feste Überzeugung, daß er sicher immer ein guter Sohn gewesen ist. Den Lohn hat er darin gefunden, daß ihm selber später, in einer überaus glücklichen zweiten Ehe, eine Kinderschar beschieden war, an der er, soweit man über derartiges überhaupt berichten darf, nur Freude erlebt hat, und die mit unsagbarer Liebe an ihm hing.

Ein fünfzehn Jahre älterer Bruder war zuerst für den geistlichen Stand bestimmt worden und hatte in Einsiedeln und im Jesuitenkollegium in Feldkirch seine erste Ausbildung erhalten. Er wandte sich später dem Studium der Rechte zu und ist als der Sozialpolitiker Josef Scherrer-Füllemann im ganzen Land bekannt geworden. Diesem Bruder und opfervollen Anstrengungen der Eltern verdankte Paul Scherrer die Möglichkeit, sich ebenfalls des Jurisprudenz widmen zu können. Er hat diese selbstlose Förderung nie vergessen und reichlich vergolten; ältere Freunde von ihm wissen noch zu erzählen, mit welchem Stolz und welchem Seufzer der Erleichterung der bereits wohlbestallte Herr Ständerat seinerzeit erklärte, er habe nun die letzten Schulden aus der Studienzeit an seine Angehörigen abgetragen.

Das Studium hatte zwar mit einem argen Mißgeschick begonnen. Nach dem Besuch der Realschule in Wil hatte Scherrer an die Rantonschule in Frauenfeld übersiedeln können, um sich dort, allerdings als Nachzügler, auf die Matura vorzubereiten. Den Schülern war das Rauchen auf der Straße verboten. Scherrer, älter als seine Kameraden, kehrte sich nicht daran, wurde verzeigt und kurzer Hand zur Strafe von der Schule weggewiesen. Ohne Matura war ihm keine Universität in der Schweiz zugänglich. Auf den Rat seines Bruders begab er sich nach München und wurde dort nach wahrheitsgetreuem Bericht über seinen Fall vom Rektor immatrikuliert. Nach einem Semester in München, durch das er sich, wie ein Freund erzählt, geradezu durchgehungert hat, konnte er auf Grund des Münchner Abgangszeugnisses ohne Schwierigkeiten an die Universität in Basel übersiedeln. Mit 22 Jahren bestand er mit großem Lob das juristische Doktor-examen; drei Jahre später war er Notar. Gleichzeitig begann seine öffentliche Laufbahn.

Der Zufall wollte es, daß gerade eine Tür offen stand, die ihm den Eintritt in die Praxis erleichterte und auch den Weg zur Politik wies. Der radikale Führer Dr. Ernst Bren-

ner, den ein rascher Aufstieg vom Großrat in den Regierungsrat, den Nationalrat und von dort in den Bundesrat führen sollte, fand in Paul Scherrer den gesuchten jüngeren Mitarbeiter in seinem Advokaturbureau; er wurde dort bald sein Nachfolger. Auch die übrigen freisinnigen Führer, Wilhelm Klein, der vielumstrittene, Stünzi-Sprüngli und andere waren auf den so viel versprechenden Helveter aufmerksam geworden; die alten Führer erkannten in ihm den aufgehenden Stern. Es war die große Zeit des damals sozusagen allmächtigen Freisinns. Scherrer wurde am 25. September 1887 vom Aeschenquartier in den Großen Rat gewählt, nach drei Jahren dessen zweiter Sekretär und dann Statthalter, und schließlich als gerade Zweieunddreißigjähriger Präsident. In den nächsten Jahren wurde er in eine Reihe wichtiger Kommissionen berufen; er gehörte der Waisen-, der Theater-, der Straßenbahn-, der Stadtplan- und der Börsenkommission an, arbeitete bei der Vorbereitung des Gesetzes über die Anlage und Korrektion von Straßen mit und war Präsident der Kommission, die das einschneidende und so umkämpfte Börsengesetz zu behandeln hatte. Man ist überrascht, zu lesen, mit welcher Überlegenheit und mit welcher durch eine gewisse Skepsis betonten Distanz Scherrer über gesetzliche Maßnahmen sprach, über deren Opportunität sich damals bekanntlich die gewiegtesten Männer aus Basels Handels-, Industrie- und Bankwelt fast buchstäblich in die Haare geraten sind. Er sagte damals am 9. Mai 1895 unter anderem:

„Ich bin zwar nicht so optimistisch, zu glauben, es sei in Zukunft allem und jedem Schwindel und Mißbrauch an der Börse vorgebeugt. Ich glaube, so etwas werden wir kaum je fertig bringen, um so weniger, als schließlich die Ansichten über das, was Mißbrauch ist und was nicht, sehr auseinandergehen. Die Börse wird auch in Zukunft, wie bis anhin, der Kampfplatz sein für den Kampf ums Dasein, und es werden dabei noch allerlei Momente mitspielen, die nicht mitspielen sollten, die nun aber einmal unvermeidlich sind, und es wird nicht aus-

geschlossen sein, daß auch in Zukunft der Mächtigere und Gewaltigere, sei es an Intelligenz oder an Kapital, eben den Vorteil über denjenigen erringen wird, der diese Vorzüge nicht besitzt . . .“

Diese Grobrazsitzung ist wenigstens in den beteiligten Kreisen dadurch fast berühmt geworden, daß J. R. Geigy-Merian, damals Präsident der Handelskammer, sich offen und mit Anerkennung zum Entwurf Scherrers bekannte und damit den bekannten Konflikt in der Handelskammer zwischen den Vertretern der Banksektion und den andern Mitgliedern herbeiführte. Der Lauf der Zeit hat es gefügt, daß Scherrer fast vierzig Jahre später, als Präsident des Bankrates der Kantonalbank, bei der eidgenössischen Darlehenskasse und im Bankrat der Schweizerischen Nationalbank sich wieder ganz ähnlichen Aufgaben gegenübergestellt sah — allerdings auf eidgenössischem Boden — wie er sie seinerzeit in Basel so erfolgreich gelöst hatte.

Von der Mitte der Neunziger Jahre an war Scherrer unbestritten der einflußreichste Führer seiner Partei und ein Mann, der in der Öffentlichkeit etwas galt. Die Bürgergemeinde Basel hatte ihn am 4. Juli 1895 „in Anwendung des § 5 des Bürgerrechtsgesetzes in ehrenvoller Weise unentgeltlich ins Bürgerrecht aufgenommen“. Im Jahre darauf wurde er von seiner Partei als Ständerat portiert. In den Tagen vor der Wahl hat Scherrer der Redaktion der „Allgemeinen Schweizer Zeitung“ einen Brief geschrieben, der hier als Beleg für die Einstellung und den Geist des jungen Paul Scherrer stehen soll:

„In Ihrer heutigen Nummer berichten Sie in einem ‚Zu den Wahlen‘ betitelten Artikel, daß in der konservativen Parteiversammlung für Besprechung der Ständeratswahlen meiner Person in wohlwollender Weise gedacht worden sei. Als besondere Empfehlung für mich sei auch u. a. der Umstand erwähnt worden, daß ich, ein geborener Katholik, der sich später für konfessionslos ausgegeben habe, neuerdings

wieder Miene mache, in den Schoß der katholischen Kirche zurückzukehren.

Ich sehe mich dieser Mitteilung gegenüber zu der Erklärung veranlaßt, daß ich meine religiöse — oder wenn Sie lieber wollen, unreligiöse Überzeugung, zu der ich in verhältnismäßig reiferem Alter, und wie ich glaube, nicht leichtfertiger Weise gelangt bin, in keiner Weise geändert habe und daß die Tatsachen, aus welchem der betreffende verehrliche Referent auf eine Sinnesänderung meinerseits glaubte schließen zu sollen, lediglich als Konsequenz meiner Lebensanschauung und der damit vielleicht verbundenen größern Toleranz, als sie bei ‚gut Religiösen‘ oft gefunden wird, aufzufassen sind. Solche Überzeugungen pflegt ein Mensch von Charakter — und darauf glaube ich einigen Anspruch machen zu dürfen — nicht zu wechseln wie ein Kleid, und so lange ich nicht sehe, daß Andere wesentlich bessere Mitmenschen sind als wir ‚Wilde‘, denke ich erst recht nicht daran.

Man wird mir kaum nachreden, daß ich diese Erklärung abgebe, um zu prohen oder gar Stimmung für meine Person, die nicht gerade zu meiner Freude, in diese Wahllaffäre hereingezogen worden ist, zu machen. Ich kenne die hiesigen Verhältnisse zu gut, um nicht zu wissen, daß ich mich damit nicht empfehle. Ich nehme auch nicht an, daß Sie mit Ihrer Mitteilung bezwecken, mich im eigenen Parteilager etwa zu verdächtigen, wie ‚böse Zungen‘, die zwar nicht ‚konfessionslos‘ sind, mir andeuteten. Meinen Parteigenossen gegenüber brauchte ich mich in dieser Hinsicht nicht zu verteidigen.

Wenn ich mich zu dieser Erklärung veranlaßt sehe, so geschieht es vielmehr nur, um in den Augen von Leuten, die ihre Mitmenschen hauptsächlich nach ihren religiösen Anschauungen zu beurteilen pflegen, nicht besser dazustehen, als ich bin. Und ‚da ich gerade das Wort habe‘, so erlauben Sie mir auch noch richtig zu stellen:

1. Daß ich mit der sozialdemokratischen Partei anlässlich der Nationalratswahlen nicht unterhandelt, dagegen allerdings deren Kandidaten lebhaft unterstützt habe;

2. daß ich nicht die Ehre habe, Präsident der Brauerei Feldschlößchen zu sein, und

3. daß ich nicht im Falle war, im Bierboykott, den ich allerdings persönlich auch scharf verurteilt habe, irgend eine Rolle zu spielen.

Sie verlegen dann meine Stellung innerhalb unserer Partei — auch wieder durchaus wohlwollend nach Ihren Begriffen — nach rechts. Ich möchte auch in dieser Richtung nicht unschuldiger erscheinen als ich bin. Ich befinde mich bald da, wo sie linksfreisinnig, bald da, wo sie rechtsfreisinnig heißen, und bald auch in der Mitte! Diese Begriffsunterschiede sind mir überhaupt innerhalb unserer Partei noch nie recht zum Bewußtsein gelangt. Verzeihen Sie, daß ich etwas länger wurde, als ich selbst gewollt.“

Die Sozialdemokraten unterstützten ihn, obwohl er ihr politischer Gegner sei; die „Allgemeine Schweizer Zeitung“ stellte darum die etwas malitiöse Frage, wie wohl der „Vorwärts“, der nicht gut auf Verwaltungsräte zu sprechen sei, seinen Lesern die Kandidatur mundgerecht machen werde, da doch Dr. Scherrer bereits in mehreren Verwaltungsräten sitze. Entscheidend war wohl, daß Scherrer schon damals im konservativen Lager manche Sympathien besaß — J. R. Geigy wurde von der „National-Zeitung“ ausdrücklich genannt —, die sich zwar nicht zur aktiven Unterstützung, aber doch zur Überzeugung seines ohnehin gewissen Sieges verdichteten. Jedenfalls wurde im Kreise der Konservativen festgestellt, „er stehe bekanntlich auf dem rechten Flügel der Freisinnigen, habe durchaus keine Sympathien für die Sozialdemokratie, sei kein radikaler Schablonenmann, der einfach nach der Parteiparole stimme, sondern bewahre sich ein unabhängiges Urteil und genieße darum auch im konservativen Lager wohlverdiente Achtung.“

Rein Wunder, daß die Beteiligung an der Wahl überaus gering war; doch hatte Scherrer gegenüber seinem Gegner, dem von den Konservativen schließlich portierten Vizepräsi-

dentem der Basler Handelskammer, Wilhelm Alloth-Bischer, einen deutlichen Vorsprung, und die Gegner konnten nur noch über „die heillose Gleichgültigkeit bei den Parteigenossen“ klagen.

In Bern traf er in Bundesrat Brenner seinen alten Parteifreund und Gönner; er fand in der damals in der Bundesversammlung unbedingt dominierenden freisinnig-demokratischen Fraktion manchen Freund, dem er bis ans Ende die Treue hielt. Vielleicht hat ihn in seinen letzten Lebensjahren wenig so bekümmert, wie die Feststellung, daß er allmählich der letzte aus dem Kreis jener altfreisinnigen Herren wurde, die um die Jahrhundertwende bis zum Kriegsausbruch die politischen Geschicke unseres Landes recht eigentlich in Händen gehalten hatten. Wie in Basel dauerte es auch im Ständerat nur kurze Zeit, bis er sich eine überaus geachtete Stellung erworben hatte; sie festigte sich noch mehr, als es ihm bei den sehr lebhaften Wahlen im Jahre 1899 gelungen war, gegenüber einem ernsthaften Gegner siegreich zu bleiben. Die konservative Partei war noch einmal gegen ihn Sturm gelaufen und hatte Dr. Eduard Kern aufgestellt. Die „National-Zeitung“ empörte sich über die „brutale Majorisierung der freisinnigen Partei“. „Vielleicht“, meinte darauf ihre gegenrätliche Kollegin, „ist sie in der glücklichen Lage, uns anzugeben, wie es ohne Majorisierung abgeht, wenn eine Stadt einen einzigen Vertreter hat und drei Parteien da sind.“ Dr. Kern, der ihm bei viel stärkerer Wahlbeteiligung bis auf weniger als 500 Stimmen nahekam, war der letzte Gegner von rechts, der Paul Scherrer gefährlich war; wenn später Gegenkandidaten überhaupt aufgestellt wurden (1905 Dr. Blocher, 1908 Dr. Schär, 1917 Arnold Jeggli) standen sie alle links von ihm.

Mit der Wahl in den Ständerat verschob sich das Schwergewicht der politischen Tätigkeit Scherrers nach Bern. Er hat dort in mancherlei Kommissionen, oft leitend, immer mit lebhafter Beteiligung und mit eindringender Sachkenntnis, mitgearbeitet; man hörte auf ihn, weil er immer etwas

zu sagen hatte, wenn er das Wort ergriff. Seine vielfältige Tätigkeit in der Bundesversammlung hat ihn davor bewahrt, ein einseitiger Regionalvertreter, ein Mann des Kantönli-geistes oder ein öder Interessenpolitiker zu werden; die Gefahr, dadurch im Laufe der Jahre vielleicht etwas die Föhlung mit seiner Partei und seinen Wählern zu verlieren, nahm er in den Kauf. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man feststellt, daß Scherrer schweizerisches Ansehen gewann.

Das kam sichtbar zum Ausdruck, als der Bund in der Periode des Rückkaufs der Eisenbahnen nach einem Anwalt Umschau hielt, der die notwendig werdenden Prozesse für ihn durchführen sollte. Scherrer hat diese komplizierten und auch politisch delikatsten Fragen mit Virtuosität bearbeitet; die Bundesräte Zemp und Forrer und die Generaldirektion der Bundesbahnen konnten seine „ausgezeichnete Geschäftsföhrung in dieser so komplizierten Streitsache“ nicht genug röhmen. Jedenfalls wird sein Name immer mit der erfolgreichen Durchführung dieser größten finanz- und verkehrspolitischen Operationen unseres Landes verbunden bleiben. Es war wohl mehr als ein Zufall, daß der Bund im schwierigsten aller dieser Fälle, beim Rückkauf der Gotthardbahn, sich des Beistandes gerade zweier Basler versicherte: Paul Scherrer trat wieder als Anwalt auf, und Paul Speiser erstattete ein überzeugendes Gutachten.

Was Paul Scherrer hier im Großen leistete, darin bewährte er sich auch im Kleinen. Mit Recht hat unsere Juristische Fakultät, als sie ihm am 2. Juli 1934 das Doktordiplom erneuerte, sein erfolgreiches und weitgreifendes Wirken als Anwalt und Notar hervorgehoben und ihm bezeugt, wie viel Ehre es mit seinem Basler Doktor eingelegt habe. Er gehörte zu den ganz seltenen Anwälten, die das Recht und den Prozeßstoff derart souverän beherrschen, daß beides unter ihren Händen verblüffend einfach wird, und daß die Streitfragen sich auf einige wenige Punkte zurückführen lassen. Der heutige mühselige Massenbetrieb in der Rechts-

pflege, der sich kaum mehr die Freude eines guten Plaidoyers gönnt, wie man es vor zwei Jahrzehnten noch von einem Ernst Feigenwinter, Alfred Fischer oder Rudolf Ründig hören konnte, hat ihn nicht mehr befriedigt, und er hat schon vor manchem Jahr unmutig auf das „Prozessieren“ beinahe ganz verzichtet. Aber was er noch übernahm, hat er mit einer peinlichen Gründlichkeit und einer Überlegenheit bearbeitet, die manchen Jüngern wohl beschämen mochten. Wer in Gemeinschaft mit ihm arbeiten wollte, der mußte schon etwas Rechtes können; denn er verlangte viel.

Es ist selbstverständlich, daß man den gewiegten Juristen auch gerne in Unternehmungen des Handels und der Industrie zu Rate zog und mit ihm nähere Verbindung suchte; so ist Paul Scherrer im Laufe der Jahre in den Verwaltungsrat einer Reihe von Firmen eingetreten, von denen hier nur die Brauerei Feldschlösschen, die Maschinenfabrik Burckhardt A.G., die Gesellschaft für Chemische Industrie in Basel, die Buß A.G. und die E. Haefely & Cie. Aktiengesellschaft genannt sein sollen. In einer behaglichen Altersstunde hat er einmal sich selber zum Ergötzen die von ihm übernommenen Ämter zusammengestellt und dabei gefunden, daß er gerade ein Duzend Präsidien von Verwaltungsräten bekleidet habe. „Er war ein Verwaltungsrat großen und alten Formats“, sagte ein Kollege von ihm, der ihn genau kannte, „er hat seine Aufgabe, sein Mandat als Verwaltungsrat mit der Strenge aufgefaßt, die ihm sein absolutes Rechts- und Verantwortlichkeitsgefühl diktierte. . . . Jede Vorlage wurde von ihm einläßlich studiert. Seine Voten waren oft sorgfältig vorher konzipiert und mit der Überzeugungskraft seiner Persönlichkeit vorgetragen.“

Während des Weltkrieges hat er dem ganzen Lande dadurch besonders gedient, daß er als Präsident der Zentrale für die Kohlenversorgung der Schweiz und später der Kohlenzentrale A.G., im Verein mit Jean Joerin-Suter, an einem Posten, der wegen mancherlei politischer,

finanzieller und allgemein wirtschaftlicher Schwierigkeiten besonders bedeutungsvoll, aber auch heikel war, die Interessen unseres Landes gegenüber dem argwöhnischen und launischen Ausland nach Kräften wahrte. Man muß in den Lebenserinnerungen von Jean Joerin, der das alles handelnd und leidend in vorderster Linie miterlebt hat, nachlesen, wie gewaltig die damals zu leistende Arbeit und wie ungeheuer oft die zu tragende Verantwortung war. Solche Ämter waren allerdings weit mehr der Kritik ausgesetzt, als mit dem in unserer Demokratie ja ohnehin spärlichen Lob bedacht. Es hat Paul Scherrer wohl getan, daß man auch auf der Gegenseite, im Ausland, sein Wirken schätzte: das Reichsbankdirektorium anerkannte bei der Liquidation der Kohlenzentrale dankbar „das weitgehendste Entgegenkommen und ein verständnisvolles Eingehen auf unsere aus der Not der Zeit diktierten Wünsche“, das es bei ihm gefunden habe.

Seine weitgreifende Tätigkeit im Wirtschaftsleben hat ihn schließlich gewissermaßen offiziell mit den Kreisen zusammengeführt, die in ihm früher in erster Linie den politischen Gegner gesehen hatten; im Jahre 1916 öffnete sich ihm die sonst so zurückhaltende und konservative Basler Handelskammer; man freute sich ehrlich, einen derartigen Mitarbeiter zu gewinnen und durch ihn auch in Verbindung mit dem Bundeshaus und den vielen wirtschaftlichen Organisationen der Kriegszeit zu kommen. Wenn er bei seinem Rücktritt im Jahre 1932 schrieb, er „scheide mit dem frohen Bewußtsein, kein unangenehmer Kollege gewesen zu sein“, so hat er das gesagt, was alle dankbar dachten.

Als ihm der Rücktritt aus dem politischen Leben mehr Muße ließ, da hat er als Präsident des Bankrates der Basler Kantonalbank die großen und kleinen und kleinsten Geschäfte der Bank mit derselben Sorgfalt betreut, mit der er in früheren Jahrzehnten auf dem schweizerischen und auf dem politischen Forum gewirkt hatte. Es freute ihn, als Präsident des Verbandes der Kantonalbanken einen für Basel

ehrenvollen Platz zu behaupten und der von ihm vertretenen Bank nützen zu können.

* * *

Eine solche frühbewährte Führernatur wie Paul Scherrer mußte natürlich auch auf militärischem Gebiet Befriedigung suchen. Er hat die übliche militärische Karriere rasch durchlaufen und ist immer bei der Infanterie geblieben. 1909 wurde er zum Obersten ernannt und erhielt zunächst das Kommando der Infanteriebrigade 13, auf 1. April 1912 das der Brigade 16. Er führte sie in den „Kaisermanövern“ desselben Jahres und während der Mobilisation, hauptsächlich im bündnerischen Sektor der Südfront. Nach dem Urteil solcher, die ihn im Kommando sahen, ist er ein trefflicher Führer und jedenfalls kein „politischer Oberst“ gewesen. Wir haben dafür einen ganz unbefangenen Zeugen: der spätere General Wille hat dauernd, seit dem Jahre 1904, mit Paul Scherrer in sehr eingehendem und angeregtem Meinungs austausch gestanden. Es ist schade, daß hier auf diese Korrespondenz nicht näher eingegangen werden kann. Man kennt ja das Wesen Ulrich Willes, sein Bedürfnis, sich oft und offen, hier und da vielleicht einmal etwas unvorsichtig offen, auszusprechen oder sich zu rechtfertigen. Beim Lesen dieser Briefe hat man das Gefühl, Wille habe in Scherrer einen Mann gefunden, der ihm besonders sympathisch war, und an dessen Vertrauen, an dessen Mitarbeit in der Armee und an dessen Unterstützung im Parlament ihm besonders viel lag. Vielleicht hat zu diesem schönen Verhältnis nicht zuletzt eine sehr lebhaft e Auseinandersetzung beigetragen, die Ende 1909 zwischen dem damaligen Oberstlt. Scherrer und seinem Korpskommandanten Wille stattgefunden hatte und von beiden Seiten rückhaltlos offen, aber auch mannhaft und fair zu einem guten Ende geführt worden war. Wenn der spätere General einmal schreibt:

„Wenn ich auch immer sehr streitbar war und beständig für meine Überzeugung eingetreten bin, zu meinem Ver-

gnügen habe ich es nie getan — von Natur bin ich sehr friedfertig und sehr nachgiebig und nichts ist mir so zuwider wie Streit“ — so werden alle, die den alten Herrn kannten, ein leises Lächeln nicht ganz unterdrücken können. Und wenn Paul Scherrer sagt: „Ich bin ein viel zu selbständiger und unabhängiger Charakter, als daß ich in meinen Jahren meine Ideen und Auffassungen noch ändern könnte; ich bin aber auch soweit Soldat, um einzusehen, daß innerhalb eines Armeekorps über solche für die Ausbildung der Armee wichtige Fragen nur der Wille derjenigen Kommandostelle maßgebend sein kann, die für die Ausbildung die Verantwortlichkeit trägt, und daß es daher meine Pflicht ist, daraus meine entsprechende Konsequenz zu ziehen“, so hört man heute, wenn man sich das Leben Paul Scherrers in allen seinen Wegen und Abschnitten vergegenwärtigt, neben dem aufrechten Soldaten vor allem wieder den Mann, der mit trotzigem Stolz auf seine Unabhängigkeit pocht und lieber geht, als daß er sich etwas Unerträglichem unterzöge.

Der letzte Brief Willes, vom 23. Juni 1916, erinnert bitter und blitzartig an die unsäglichen Schwierigkeiten und Anfeindungen, denen der General sich ausgesetzt sah: „Da Sie vorgestern abend ein Bundesrat — wie ich glaube sicher annehmen zu dürfen Bundesrat Schulthess — gefragt hatte, ob Sie ihnen nicht einen andern General wüßten, möchte ich Sie unterrichten, daß die Frage doch wohl nicht ohne Grund war und daß Sie dem Herrn einen wirklichen Gefallen erweisen könnten, wenn Sie ihn auf einen aufmerksam machen, der ihm und seinen welschen Freunden besser conveniert, als der gegenwärtige Platz-Inhaber.“

Paul Scherrer hat dem General das Vertrauen treulich vergolten und ist auch für ihn dort eingetreten, wo mit Kritik und Opposition leichtere Erfolge zu erzielen waren. In einer Parteiversammlung vom 18. Februar 1916 — die „Oberstenaffaire“ hatte die Gemüter erregt; auch waren bei vereinzelt Truppenteilen Schwierigkeiten entstanden — urteilte er:

„Man sagt auch etwa, der Geist der Armee, der unseren demokratischen Traditionen widerspreche, stamme hauptsächlich vom General; ihm verdanke man die rohe und unwürdige Behandlung unserer Mannschaft. Meine Herren! Das letztere ist nun das größte Unrecht, das man unserem General antun kann. Ich habe noch selten einen Menschen gesehen, der mit der größten Einfachheit so viel Gerechtigkeitsinn, soviel Wohlwollen und soviel Loyalität, und gleichzeitig ein hervorragendes Verständnis für die Erziehung von Soldaten besitzt . . .“

* * *

Im Oktober 1914 war Paul Scherrer im Zeichen des Burgfriedens ohne jede Opposition wieder in den Ständerat entsandt worden; aber im Laufe der Kriegsjahre begann er zu spüren, daß sich eine Wendung in der politischen Konstellation vorbereite. Es fehlte auch nicht an Opposition, die sich mehr und mehr zu persönlichen Angriffen gegen ihn selber verdichtete. Dieses Getriebe hat ihn wohl mehr beschäftigt, als er nach außen zeigen wollte; es ist auch bezeichnend, daß er, der sonst sorglos keineswegs darauf bedacht war, seinem künftigen Biographen „Materialien“ zurechtzulegen, die Korrespondenzen dieser Zeit sorgsam aufbewahrt hat. Das Wenige, das hier daraus mitgeteilt wird, soll lediglich den Sachverhalt feststellen; Paul Scherrer hat wohl ein Recht darauf, daß gesagt wird, wie es gewesen ist; die Tragik gerade des freisinnigen Führers, an die am Anfang dieses Rückblicks erinnert worden ist, wird unverkennbar.

Der erste Stoß kam von der Flanke der Partei her. In einer Eingabe vom 3. Juli 1917 an den Zentralvorstand der freisinnig-demokratischen Partei übte die Jungfreisinnige Vereinigung lebhafteste Kritik an Scherrers politischer Tätigkeit; er habe „eine Haltung eingenommen, die namentlich unsere unselbständig Erwerbenden vor den Kopf gestoßen und bitter enttäuscht hat. Um Herrn Dr. Rothenbergers Worte am Parteitag in Bern zu gebrauchen: das ist nicht der Basler Stand-

punkt!" Und weiter: „Unser Wunsch geht dahin, Herr Dr. Scherrer möge seine allgemein verblüffende Stellungnahme, die derjenigen eines liberal-konservativen Vertreters eher entspräche, am Parteitage oder im Ausschuß rechtfertigen, damit wir Jungfreisinnige einen Ausweg aus dem Dilemma finden können . . .“ Scherrer erhielt durch den Parteipräsidenten von dieser Eingabe Kenntnis und antwortete nun genau in demselben Geist der Unabhängigkeit, der ihn 1896 bei der Umschreibung seiner konfessionellen und politischen Stellung und 1909 bei der Vereinigung seines militärischen Konfliktes geleitet hat. Er schrieb am 23. Juli 1917 unter anderm:

„Selbstverständlich liegt es mir durchaus ferne, der Jungfreisinnigen Vereinigung das Recht der freien und uneingeschränkten Kritik über meine Haltung als Mitglied der Partei oder als baselstädtischer Vertreter im Schweiz. Ständerate absprechen zu wollen. Von ihrem Standpunkte aus begreife ich auch vollständig, wenn auch nicht ihre Verwundung, so doch ihr Mißfallen über die von mir eingenommene Haltung, und ihre offene Aussprache ist mir auch sympathischer, als die mehr versteckte Agitation, der ich nicht erst in den letzten Jahren, sondern seit mehr als 25 Jahren bald mehr, bald weniger ausgesetzt war, und die ich, beiläufig bemerkt, nie tragisch genommen habe.

Dagegen möchte ich doch schon, zur Abkürzung des Verfahrens, das die Eingabe der Jungfreisinnigen Vereinigung etwa nach sich ziehen könnte, zum voraus feststellen, daß ich weder das Bedürfnis empfinde, noch eine auch nur moralische Verpflichtung anerkennen kann, mich über meine Haltung im öffentlichen Leben, sei es im Schoße des Zentralvorstandes, sei es am Parteitag oder sonstwo, zu verantworten oder zu rechtfertigen. Als Mitglied des Ständerates habe ich bekanntermaßen kein imperatives Mandat und selbst, wenn ich dieses Mandat aus den Händen der Jungfreisinnigen Vereinigung erhalten hätte, was ja gewiß nicht der Fall ist, so hätte sie kein Recht, mich über meine Haltung generell oder

in der einen oder andern Frage zur Rechenschaft zu ziehen. Ich habe mein Mandat bisher so ausgeübt, wie ich es im allgemeinen schweizerischen Interesse und im baselstädtischen Gesamtinteresse, das mit demjenigen der Firbesoldeten nicht einfach identisch ist, als richtig empfunden habe, und soweit die baselstädtischen Wähler mit meiner Haltung nicht einverstanden waren bezw. einverstanden sind, haben sie bekanntlich alle drei Jahre Gelegenheit, die ihnen gutschheinenden Konsequenzen daraus zu ziehen.

Den gleichen Gesichtspunkten entspricht nach der mir eigenen Anschauung die Stellung, die ich außerhalb des Parlamentes in Bezug auf die Frage der Rekonstruktion unseres finanziellen Staatshaushalts vertreten habe, und die in der Hauptsache darin besteht, daß zur Deckung unseres Defizites, das sich vielleicht zu einer Milliarde auswachsen kann, Alles mithelfen muß, und daß dies am besten durch eine zweckmäßige Kombination von direkten und indirekten Steuern, welche letztere auf den für den Lebensbedarf entbehrlichen Gegenständen und auf Luxusartikeln zu erheben wären, erreicht werden kann, und daß nicht durch brutale Gewalt einige wenige zu den Leidtragenden gestempelt werden dürfen.

Diesen Standpunkt, der meiner innern Überzeugung entspricht, werde ich unter keinen Umständen aufgeben. Inwiefern derselbe mit einer freisinnigen Weltanschauung nicht vereinbar sein soll, vermag ich nicht einzusehen, ganz abgesehen davon, daß er ja nicht nur vom Bundesrat, sondern auch von der Mehrheit der Partei geteilt wird. Der Umstand, daß die jungfreisinnige Parteigruppe auf einem entgegengesetzten Standpunkte steht, kann für mich unmöglich maßgebend sein. Solche grundsätzlichen Divergenzen bestehen zwischen dieser Parteigruppe und meinen Anschauungen auch in andern viel wichtigeren Fragen. Aber wenn jemand den Boden verlassen hat, auf dem die freisinnig-demokratische Partei gestanden hat und in ihrer großen Mehrheit heute noch steht, so ist dies die Vereinigung der Jungfreisinnigen, die heute verlangen, daß

ein Hauptgrundsatz unserer bisherigen Parteiziele — die Anstrebung eines friedlichen Ausgleichs der sozialen Gegensätze —, der uns in der Hauptsache von der sozialdemokratischen Partei unterscheidet, einfach preisgegeben werden soll. Ich weiß nicht, ob die freisinnige Partei Basels gewillt ist, auch hier der jungfreisinnigen Vereinigung, wie es bei der Finanzfrage zu einem wesentlichen Teil geschehen ist, Folge zu leisten. Ich werde es unter keinen Umständen tun.“

Das Verhältnis zur Partei und ihrer Leitung wurde sichtlich kühler, und als im Herbst 1917 die Wahlen in die eidgenössischen Räte bevorstanden, wurde Paul Scherrer von der Parteileitung in einer Art und Weise angefragt, die doch wohl die Dankbarkeit gegenüber einem vielverdienten Parteifreund allzusehr vermischen ließ. Seine Antwort war entsprechend: „Was nun die Frage der Bestellung der Basel-Städtischen Delegation in den schweizerischen Ständerat anbetrifft, halte ich persönlich dafür, daß bei den heutigen Parteistärkeverhältnissen weder die freisinnige noch eine andere bürgerliche Partei eine Vertretung im Ständerate für sich in Anspruch nehmen kann, sondern daß von dem angegebenen Gesichtspunkte aus heute nur die sozialdemokratische Partei als zweifellos stärkste Partei auf dieses Mandat Anspruch erheben könnte.“ Für den Fall, daß der Block der bürgerlichen Parteien sich auf ihn einigen sollte, wäre er „im Notfalle bereit“, sich neuerdings zur Verfügung zu stellen, „aber unter Wahrung des Standpunktes, den ich Ihnen bereits früher auseinanderzusetzen die Ehre hatte. Ich anerkenne grundsätzlich keine Rechenschaftspflicht irgendeiner Parteiorganisation unseres Kantons gegenüber, sondern will in der Beurteilung dessen, was dem Lande und den Basel-Städtischen Gesamtinteressen frommt, nur meiner eigenen Überzeugung und meinem eigenen Gewissen folgen und nur von diesem Gesichtspunkte aus zu den großen Fragen, die unserem Lande bevorstehen, Stellung nehmen . . .“

In einem Wahlkampf von ungewöhnlicher Heftigkeit, der

unter der Parole „für oder gegen die Landesverteidigung!“ geführt wurde, erlangte Paul Scherrer mit 10367 Stimmen noch einmal den Sieg gegenüber dem gemäßigten Sozialisten Arnold Jeggli, der mit 9610 Stimmen unterlag. Hier, in diesem letzten Wahlgang, dem er sich unterzog, ist Paul Scherrer auch nach außen hin das geworden, was er eigentlich schon längst war: der Exponent des gesamten Bürgertums, ein Vertrauensmann, bei dem die politische Beschriftung eigentlich nur noch Nebensache blieb. Aus der „prächtigen hinreißenden Rede“, wie die „National-Zeitung“ damals schrieb, die er in einer Versammlung der auf nationalem Boden stehenden Wähler hielt, sei nur eine Stelle festgehalten, weil sie immer und allgemein für unsere Verhältnisse Geltung hat:

„In den meisten Fällen steht der Bundesrat vor Verhältnissen, die durch die gegenseitige politische und wirtschaftliche Weltlage bedingt sind, und diesen gegenüber ist er machtlos. Aber auch die Schwierigkeiten im Innern sind vom Bundesrat in einer Weise gelöst worden, wie man es billigerweise nicht anders verlangen kann, es sei denn, daß man neue Schwierigkeiten nach einer andern Richtung in den Kauf nehmen will. Der Bundesrat und seine Departemente hatten in dieser Hinsicht nicht nur völlig neue Aufgaben zu lösen, sondern vor ihnen türmte sich ein Komplex der allerschwierigsten Probleme auf, bei denen die verschiedensten Interessen unseres Volkes einander gegenüber stehen. Jeder betrachtet die Probleme von seinem Interessenstandpunkt aus, und in dieser Einseitigkeit sieht er oft nicht ein, daß neue Gefahren für andere Volkskreise heraufbeschworen würden, wenn gerade sein Interesse ausschließlich verfolgt werden sollte. So ist er immer ungerecht im Urteil, wenn er in dieser Einseitigkeit befangen ist, und nicht alle Verhältnisse, die berücksichtigt sein wollen, überblickt. . . . Der Bundesrat hat eine Leistung vollbracht, die vielfach an das Übermenschliche grenzt.“

Auch in Bern mußte Paul Scherrer spüren, daß das Gefüge der Partei sich lockerte, und daß sich, selbst unter seinen

politischen Freunden, oft tiefgehende Gegensätze bildeten. Die Schuldenlast des Bundes war durch Mobilisation und Kriegswirtschaft beängstigend gestiegen; die Meinungen über die Art der Tilgung gingen wie stets himmelweit auseinander. Ein allgemeines Unbehagen ergriff immer weitere Volksteile; es ist ja dann im Generalfreik gewalttätig zum Ausdruck gekommen. Auch war im Herbst 1918 die Proportionalwahl des Nationalrates vom Volke angenommen worden und sollte nach Beschluß der Räte schon 1919 die Probe bestehen. So war man in einer Zeit, die gebieterisch Führung, Entschlüsse, Opfer verlangte, zu Methoden des Zauderns, des demagogischen Hin und Her, des Suchens nach den Punkten des geringsten Widerstandes gelangt. Im Vordergrund stand die Beschaffung neuer Mittel für den Bund. Der Bundesrat legte eine Botschaft betreffend Wiederholung der Kriegsteuer vor. „Die Angelegenheit wurde in etwas tumultuari-scher Weise durch die eidgenössischen Räte getrieben“, schreibt Paul Speiser in seinen Erinnerungen. Paul Scherrer war Präsident der ständerätlichen Kommission; er hat in der Eintretensdebatte in einem ungewöhnlich eingehenden Referat, das weit in die zweite Sitzung hinübergrieff, eines der besten publice-Kollegien über Steuerpolitik in den letzten beiden, mit Steuerfragen so überlasteten Jahrzehnten gehalten. Hören wir ihn selbst: „Ich liebe gewiß nicht eine unangenehme Politik und ganz besonders nicht unserem Bundesrat gegenüber, der ja wahrlich der Kritik sonst genug ausgesetzt ist. Allein ich kann doch die Bemerkung nicht unterdrücken: Ist das denn wirklich eine Regierungspolitik, ist das nicht eine eigentliche Schaukelpolitik? . . . Müssen nicht selbst diejenigen, die aus diesem oder jenem Grunde in der Belastung des Besitzes oder der zu freierenden direkten Steuer möglichst weit gehen wollen, vor einer solchen Finanz- und Steuerpolitik und vor ihren Konsequenzen, die sie auf anderen Gebieten nach sich ziehen kann, zurückschrecken? Wo ist da die Festigkeit und die Konsequenz in der Leitung der Landesgeschäfte, die man von einer Regierung

erwarten kann und soll?" Und später: „Dann denke ich, wollen wir uns nicht beeinflussen lassen von den Stimmen des Hasses und der Leidenschaft, die ganz allgemein gegen den sogenannten Besitz immer allgemeiner und lauter sich erheben. Man könnte heute wirklich glauben, als ob der Besitz ein Verbrechen sei, an dem alles erlaubt sei. Wir sind noch nicht so weit, daß jeder mit der Flinte in der Hand die Exekution am Besitz nach eigenem Ermessen vollzieht. Aber man ist soweit, daß man bereits sich ernstlich fragt, wie man den Besitz dezimieren und mit der Zeit der Allgemeinheit zuführen könne. In Kreisen, denen ich bisher nahegestanden habe, spricht man bereits von Einkommensteuern bis zu 40 Prozent, von einer Limitierung des zulässigen Vermögens, von einer Einschränkung des vererbbaren Besitzes und findet, alles in der Welt ist zu viel, das mehr ist, als was ich habe; was ich gerade habe, das muß geschützt werden, und alles was darüber ist, ist vogelfrei. Das ist heute die Politik unserer Jungmannschaft, und von dem Bolschewismus unterscheidet man sich nicht mehr sehr wesentlich in der Idee, sondern nur in der Form, indem man sagt, man wolle die Neuerung nicht mit Gewalt, sondern nur auf dem legalen Wege der Verfassung und des Gesetzes durchführen. Als ob es auf die Form ankäme, wenn man bestohlen wird . . .“

So sprach ein Mann, den eine reiche parlamentarische Erfahrung gelehrt hat, daß man mit Schlagworten, demagogischen Versprechungen und Phrasen einen öffentlichen Haushalt nicht zur Gesundung bringt, und daß man zwar Steuerpolitik treiben muß, aber nicht mit Steuern Politik treiben darf. Er hat selber später im vertrauten Kreise diese seine letzte große Parlamentsrede als eine seiner wesentlichen Leistungen in seiner öffentlichen Laufbahn bezeichnet, und die unbedingte Gültigkeit seiner Überlegungen hervorgehoben, aber er hatte damals doch gespürt, daß ihm ein Teil der gewohnten Gefolgschaft fehlte. So war es wohl für die große Schar der Stimmberechtigten, die ihm vor kurzem erst mit Begeisterung ihr Ver-

trauen bekundet hatten, eine Enttäuschung, daß Paul Scherrer sich bei der vorzeitigen Erneuerung der eidgenössischen Räte im Jahre 1919 entschloß, sein Amt niederzulegen. Im Grunde genommen war es aber bei dem Drängen der politischen Entwicklung nach intensivster Vertretung nur der eigenen unmittelbaren Wünsche und bei der Neugruppierung der Parteien um wirtschaftliche Interessen ein fast zwangsläufiges Ende, zumal im Basler Milieu. Hier hatte sich anders als in der übrigen Schweiz das Schwergewicht in der freisinnig-demokratischen Partei deutlich und nachhaltig nach links verschoben. So sind schließlich Paul Scherrer und seine politischen Freunde — „die Kreise, denen ich bis her nahegestanden hatte“, sagte er schon 1918 — kalt und unfreundlich auseinandergegangen. Ein politischer Renegat ist er deswegen nicht geworden, und darin liegt das Imponierende bei dem „alten Scherrer“: als seine politische Laufbahn vorzeitig abgebrochen war, da ist er nicht beiseite gegangen, um die Freunde von gestern, die Nichtmehrfreunde von heute anzugreifen. Auch hat er nicht die später zeitweise aussichtsreichen Möglichkeiten benutzen wollen, um in einer andern politischen Konstellation wieder nach Bern zu kommen. Er hätte es nicht über sich gebracht, sich mit dem Gegner von vorgestern zu verbinden, nachdem er sein ganzes Leben lang freisinnig gedacht und freisinnig gehandelt hatte, freisinnig in dem Sinn, wie er es meinte, und wie seine politischen Meister und Freunde es gewesen waren. Man mußte ihm schon sehr nahe sein, um bei ihm ein Bedauern, wohl auch einen Groll zu spüren. Der Respekt aller, die ihn am Wert gesehen hatten, blieb ihm gewiß.

Von der weiteren Öffentlichkeit hat er Abschied genommen und mit seiner überzeugenden Rednergabe ein letztes Mal als Fürsprecher Basels gewirkt, als er sich in jener denkwürdigen Volksversammlung vom 22. September 1921 gegen die Zurücksetzung Basels bei der Reorganisation der Schweizerischen Bundesbahnen wehrte. Der Erfolg blieb ihm und seinen Sekundanten Paul Speiser und Dreispiz-

verwalter Johann Iselin verfaßt; aber man durfte sich, wenn auch mit Resignation, sagen, es sei damals wenigstens das Menschenmögliche getan worden, um die fortschreitende Capituli deminutio Basels durch das zentralistische und zudem Basel immer wenig geneigte Bern zu verhindern. Man brauchte widerwillig und verbrauchte wohl Basels beste Männer und Basels Steuerkraft, ohne sich weiter um seine Wünsche zu kümmern.

* * *

Wenn man sich darüber Rechenschaft zu geben sucht, wem Paul Scherrer seine überreichen Erfolge zu verdanken hatte, darf man mit Überzeugung sagen: sich selber. Zu ungewöhnlichen Geistesgaben, die ihn zu einer seltenen juristischen und politischen Bildung führten, trat eine überragende Kunst der volkstümlichen Rede wie der forensischen und geschäftlichen Dialektik, die immer, wenn er das Wort ergriff, zum Aufhören zwang. Er hat diese seine Gaben mit einem nicht geringen Selbstvertrauen verwendet, das Anspruch darauf erhob, gehört und beachtet zu werden und zu wirken. Diese seine Macht hat er geschätzt; gleichwie er mit vollem Recht die breite politische Basis, auf der er sich mit den Jahren „stabilieren“ konnte, als etwas Verdientes und Selbstverständliches hinnahm. Aber damit ist doch noch nicht alles erklärt. Seine sichere unbekümmerte Überlegenheit hatte gewiß nicht zuletzt ihren Grund in seiner Ehrlichkeit, die ihm unzählige Freunde, aber auch die Gegner gewann. Er konnte „ruuch“ sein, aber auch gegenüber einem Gegner nicht unaufrichtig oder gar unanständig. Er hat in keiner Richtung, mit Lob und mit Tadel, übertrieben und konnte Großes groß, aber auch Kleines klein sein lassen. Wen er nicht mochte, der wußte es, und wenn er Distanz schaffen wollte, so hatte er eine ganz eigene, fast altmodische und umständliche Art der Courtoisie.

Die Frage liegt nahe, wie er sich mit seinem großen Zeitgenossen und Kollegen in der Bundesversammlung, mit

Paul Speiser, gestanden habe, der ihm im gleichen Jahre im Tode nachgefolgt ist. Man wird sagen müssen, daß zwei so ausgeprägte Charaktere, von Herkunft, in der Erziehung und in der politischen Schulung und Betätigung und im politischen Ehrgeiz so grundverschieden und aus alledem zur politischen Gegnerschaft geradezu prädestiniert, sich unmöglich nahelkommen konnten. Aber die beiden Antipoden haben sich, wenn nicht geliebt, so doch ästiniert, weil jeder wußte, was der andere war. Auch hat sie ihr parlamentarisches Wirken oft genug, wenn auch nicht auf gleichen Wegen, zu gleichen Zielen geführt. Basel aber darf stolz darauf sein, daß zur selben Zeit zwei so ausgezeichnete Parlamentarier sein Ansehen in der Eidgenossenschaft hochgehalten und gemehrt haben.